

Eröffnungsrede Barbara Pichler

Die Eröffnung eines Festivals ist ein Moment des Feierns, aber auch eine Einstimmung auf das, was in den nächsten Tagen bevorsteht, eine Möglichkeit, einige Gedanken zu formulieren, ein kurzes öffentliches Nachdenken über die eigene Position und das Feld der Dynamiken und Abhängigkeiten, die unsere Arbeit bestimmen. Das Selbstverständnis der Diagonale kreist dabei um einen unveränderlichen Kern: Die Idee des Festivals als öffentlicher Raum, als Raum der Begegnung, Erfahrung und Auseinandersetzung. Der Blick auf die österreichische Filmlandschaft offenbart einen immer wieder aufs Neue überraschenden Reichtum an ästhetischen Perspektiven und Ausdrucksformen, an individuellen filmischen Handschriften. Jede Diagonale ist ein Versuch, diese Vielfalt sowie ihre strukturellen Voraussetzungen abzubilden und natürlich auch eine Auseinandersetzung mit der eigenen Haltung dieser Filmlandschaft gegenüber. Man könnte den Ausgangspunkt unserer Arbeit demnach ganz simpel als das Interesse am Kino, am Film oder inzwischen eigentlich allgemeiner am „Laufbild“ und seinen Ausdrucksformen beschreiben – doch es wäre naiv zu leugnen, dass wir in nicht unwesentlichem Ausmaß durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen beeinflusst werden.

Der Diskurs rund um die Möglichkeiten, Notwendigkeiten und Aufgaben von Kunst wird im Moment von finanziellen Fragen dominiert. Das ist irgendwie naheliegend: Kunst und Kultur finden schließlich nicht im luftleeren Raum statt, sondern in einem gesellschaftlichen und damit – zumindest derzeit – unweigerlich in einem ökonomischen Diskurs. Zumindest auf der pragmatischen Ebene des Geldes sprechen wir dabei immer auch über Abhängigkeiten, ob in der Filmproduktion im Speziellen oder der Kultur im Allgemeinen. Die Mittel der öffentlichen Hand sinken und wir alle beschäftigen uns daher viel mit Budgetvorgaben, mit Sparmöglichkeiten oder – je nach Perspektive – Sparzwängen, vor allem aber auch mit Fragen der Verantwortung von öffentlicher Hand und Gesellschaft. In diesem Raum findet sich wahrscheinlich niemand, der nicht zustimmen würde, wenn ich sage, dass Kunst einen Beitrag zur Gesellschaft leistet, ohne den wir alle bedeutend ärmer wären. Kultur- und Kunstförderungen ermöglichen, dass aus Mitteln der öffentlichen Hand etwas für die Öffentlichkeit gestaltet wird – das ist Wertschöpfung im besten Sinn.

Darüber mögen wir uns einig sein, doch in der gesamtgesellschaftlichen Wahrnehmung und immer wieder auch im politischen Diskurs stellt sich die Situation dann doch anders dar. Ich wage zu behaupten, dass die Dominanz ökonomischer Fragestellungen nicht nur dazu führt, dass Inhalte und differenzierte Auseinandersetzung immer öfter ins Hintertreffen geraten, sondern dass sie eine grundsätzliche Verschiebung der Perspektiven und Bewertungskriterien zur Folge hat. Ob diese Verschiebungen sinnvoll sind, muss zur Diskussion gestellt werden. Vielleicht sollte man daher die Wortwahl prüfen, mit der über Kunst, Kultur, über Filme, Filmschaffende und auch über Veranstaltungen gesprochen wird. Sehr oft umreißen diese

Vokabeln recht prägnant die Veränderungen im Feld der Kulturproduktion und gaukeln in ihrer Reduktion auf Zahlen, Budgets und das Geld Eindeutigkeit und Klarheit vor, während sie tatsächlich den Blick auf das Wesentliche verstellen, das uns nicht abhanden kommen sollte.

Nehmen wir beispielsweise den Begriff der „Subventionskultur“, der den deutlichen Vorwurf in sich trägt, dass öffentliche Gelder, die für Kunst und ihre Vermittlung aufgewendet werden, so etwas wie eine mehr oder minder verzichtbare Spende seien. Das führt dann auch schnell zu wenig konstruktiven Oppositionen: Große Kulturinstitutionen gegen kleinere und die freie Szene, oder – noch besser – Kunst und/oder Kultur gegen Kindergärten, das Gesundheitssystem, den Straßenausbau et cetera. Die Liste ist beliebig erweiterbar. Diese Art von Vereinfachung äußerst komplexer Zusammenhänge bietet uns nur Wahlmöglichkeiten, die in Wahrheit keine sind oder zumindest keine sein dürfen. Kunst und Kultur sind Spiegel und Kritik, Widerstand und Triebfeder einer Gesellschaft. Diese nicht in Zahlen messbaren Werte werden in eine solche Gleichung als Unbekannte eingesetzt und in Folge vernachlässigt. Warum etwa würde sonst der überwiegende Teil der Bevölkerung eindeutig bei Kunst und Kultur als Erstes sparen? Oder Hinweise auf Budgetverhältnisse sowie schwierige Lebens- und Arbeitsbedingungen von Künstlerinnen und Künstlern im Allgemeinen oder Filmschaffenden im Speziellen, und seien sie noch so nüchtern und faktenorientiert, einfach als Jammerei abtun? Das betrifft übrigens auch viele so genannte „Kulturarbeiter/innen“, deren oft hoch qualifizierte Arbeit weder finanziell annähernd angemessen entlohnt, noch mit Respekt wahrgenommen wird. Einer der Spartipps, die ich am öftesten zu hören bekomme ist beispielsweise die Empfehlung, doch einfach vermehrt mit Praktikant/innen zu arbeiten – Corporate Social Responsibility steht derzeit zwar hoch im Kurs, aber das scheint nichts daran zu ändern, dass Qualifikation und professionelle Arbeit unter akzeptablen Bedingungen ohne große Hemmungen durch Ausbeutung ersetzt, ungeachtet dessen aber natürlich gleichbleibende Qualität erwartet wird.

Die Frage der Wertigkeiten und der Quantifizierbarkeit führt zu einem weiteren interessanten Wort, dem der Evaluierung. Natürlich haben Kulturinstitutionen wie beispielsweise die Diagonale, die auch öffentliche Gelder erhalten, die Pflicht, besonnen mit diesen Geldern umzugehen und Budgets offenzulegen; und natürlich haben Förderstellen und damit die Öffentlichkeit das Recht oder auch die Pflicht, sich einen Überblick zu verschaffen und zu kontrollieren. Allerdings geht es bei Evaluierungen ja nicht ausschließlich um ökonomische Fragen, sondern auch um den so genannten „künstlerischen Erfolg“. Nachdem die Bewertungskriterien dafür nun absolut nicht klar zu definieren sind, liegt es nahe, auch inhaltliche Fragestellungen in eindeutigen Zahlen festzuschreiben zu wollen. Ein Kurzschluss – zumindest, wenn es ein lebendiges, dynamisches und offenes Feld von Produktion und Diskurs geben soll, wenn man eine Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten zulassen und dem Publikum auch die Möglichkeit der Wahl und des Vergleichs geben will. Wir alle wollen ein möglichst breites Publikum erreichen, doch die

Quantität alleine kann kein Kriterium der Beurteilung sein. Das übrigens auch deshalb, weil die Definition über den wie auch immer gearteten „Erfolg“ ein weiteres, zentrales Kriterium der Kunstproduktion ignoriert, nämlich das des Experiments und der inhärenten Möglichkeit des Scheiterns.

Ähnlich verhält es sich mit einem weiteren Begriff, mit dem wir ständig konfrontiert sind und der ebenfalls zu kurz greift, dem der Umwegrentabilität. Dabei handelt es sich um wichtige Fragestellungen – ganz offensichtlich in wirtschaftlicher Hinsicht und noch viel mehr in ideeller Hinsicht, denn es ist nicht daran zu zweifeln, dass Kunst und Kultur wichtige Beiträge zur Wahrnehmung und zum Selbstverständnis eines Landes, einer Region, einer Stadt leisten. Aber sie dürfen nicht auf diese Aspekte reduziert werden und in der Zuspitzung der Argumentation auf rein ökonomische Fragestellungen liegt die Gefahr, dass Kunst und Kultur nur mehr als Zulieferer für Effekte, Umsätze, Auslastungen wahrgenommen werden. Das geht am Kern der Sache vorbei. Wir können und müssen uns Kunst um ihrer selbst willen leisten, nicht als Nebenprodukt anderer Interessen der Standortpolitik.

Ich belasse es bei diesen Beispielen, um anzumerken, wie solche Diskurse der Ökonomie, auch wenn sie einige durchaus wichtige und relevante Fragen stellen, doch wesentliche Elemente der Kunst ignorieren oder zumindest extrem verkürzt wahrnehmen. Wir alle müssen uns selbstverständlich mit wirtschaftlichen Rahmenbedingungen auseinander setzen und auch mit der Aufmerksamkeitsökonomie des Marktes. Aber derzeit scheinen wir in mehr oder minder drückendem Ausmaß zur Verwaltung des Mangels gezwungen. Das erschwert nicht nur die Arbeit, sondern verstellt auch den Blick auf Entwicklungsmöglichkeiten, auf inhaltliches Veränderungspotential und die künstlerischen oder ideellen Werte.

Kehren wir also zum Ausgangspunkt zurück und zu der Aufgabe, die beispielsweise die Diagonale hat. Ich möchte den Begriffen, die im Moment unsere Arbeit ebenso wie den kulturpolitischen Diskurs prägen und einschränken einen anderen, filmspezifischen gegenüberstellen, den der *Cinephilie*. Cinephilie bezeichnet im Wortwörtlichen die Leidenschaft für das Kino und den Film. Für viele enthält dieser Begriff einen unangenehmen Beigeschmack des Elitären, doch diese Lesart würde ich verweigern und stattdessen wieder bei der eigentlichen Diskussion anknüpfen, die viel von dem in sich trägt, was unser Selbstverständnis auf den Punkt bringt: Film als eine dominante Kunstform des 20. und 21. Jahrhunderts, die Reflexion über die Umstände seiner Produktion und Präsentation, über die Bedeutung von Kino als kultureller Praxis und natürlich auch über die Veränderungen, denen sie ausgesetzt ist.

Kino und Film sind soziale und dynamische Künste, die unsere Kultur und Gesellschaft reflektieren oder auch kommentieren. Festivals schaffen einen privilegierten Ort, an dem wir diese Künste in ihrer Vielfalt erleben können. Sie entziehen sich in dieser Hinsicht dem Markt, sie müssen und sollen das auch tun, denn Festivals sind nicht nur Unterhaltung für einen netten

Kinoabend, sondern machen ein Angebot – und hier geht es eben nicht um richtig oder falsch, sondern um das Moment der Auswahl an sich, in der sich ein Gegenüber zeigt. In diesem Selbstverständnis will die Diagonale ein Ort sein, an dem filmisches Wissen generiert und vermittelt wird, sie will Möglichkeiten der Auseinandersetzung bieten – und zwar dem Publikum ebenso wie den Filmschaffenden, und auch die Möglichkeit einer kritischen Selbstreflexion, die für jede echte Filmkultur zwingend ist. Österreich hat eine äußerst lebendige Filmlandschaft – auch deshalb kann ich von der Diagonale als eine Art öffentlichem Raum sprechen, in dem Begegnungen mit Filmen, mit Ideen, mit Menschen und damit auch Erfahrungen möglich werden.

Das Prinzip der Cinephilie als Liebe zu dieser Kunstform, aber ebenso als Praxis des Diskurses zum Ausgangspunkt für unsere Arbeit zu machen, ist demnach nicht romantisch oder nostalgisch. Vielmehr sind solche Angebote essentiell und es ist wichtig und richtig, dafür auch die politische und gesellschaftliche Unterstützung zu fordern. Das Festival als öffentlicher Raum und Ort der Begegnung mag ein Privileg, aber es sollte kein Luxus sein, denn wenn diese Möglichkeiten der Auseinandersetzung fehlen, haben wir alle das Nachsehen – das filminteressierte Publikum ebenso wie die Filmschaffenden, vor allem aber wir als Gesellschaft. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen eine Diagonale, die ihnen viele dieser Begegnungen und Erfahrungen ermöglicht.